

Kurs 13

Gute Kindheit – schlechte Kindheit

Referat und Manuskript: Dr. Evelin Kirkilionis

Mitverfasser: Joachim Bense

Die Entwicklung eines Kindes ist stets ein Wechselspiel zwischen individuellen Eigenschaften und äußeren Einflüssen. Diese beiden Komponenten – genetische Ausstattung und Umwelteinflüsse gleichberechtigt nebeneinander zu nennen ist nicht so selbstverständlich, wie es uns vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag. Bis Anfang dieses Jahrhunderts wurden in verschiedensten Ländern unehelich geborene Säuglinge, also „illegitime Kinder“, von adoptiwilligen Familien nicht akzeptiert, genauso wie Kinder aus „kriminellen Familien“ – diesen Babys wurde erblich bedingt ein unmoralischer Grundcharakter zugewiesen, der als ausgesprochen resistent gegen Erziehungsbemühungen galt, so daß man die Adoption scheute. Im 20. Jahrhundert wurde dagegen über Jahrzehnte hinweg in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen der Erfahrungswelt eines Kindes in den ersten Lebensjahren ein übermächtiger, alles bestimmender Einfluß eingeräumt – und anschließend wieder verworfen.

Die Schweizer Psychologen Ernst und Luckner (1985) bestritten in den achtziger Jahren die schicksalhafte Bedeutung früherer Kindheitserlebnisse und führten spätere und dauerhaft belastende Bedingungen als ausschlaggebend für die kindliche Entwicklung an. Zwillingstudien an Frühadoptierten zeigten, daß die Kinder hinsichtlich bestimmter Eigenschaften ihren leiblichen Eltern ähnlicher wurden als ihren Adoptiveltern (Asendorpf 1988). Und in den letzten Monaten sorgte die amerikanische Psychologin Harris (1998) für Aufsehen, die dem erzieherischen Einfluß der Eltern nur eine marginale Rolle zuschreibt (in diesem Zusammenhang ist vielleicht der Diskussionsbeitrag von Gardner (1999) „Erziehung – Sind die Eltern überflüssig?“ interessant).

Diese Wechsel der Wissenschaftsmeinungen und der teils entflammende Streit zwischen den verschiedenen Disziplinen verunsichern nicht wenige Eltern. Habe ich überhaupt Einfluß auf die Entwicklung meines Kindes? Wenn ja, inwieweit? Leidet mein Kind gegebenenfalls lebenslang unter den Folgen einer falschen Erziehungsmaßnahme? Was muß ich alles tun, damit ich meinem Kind möglichst gute Startchancen vermittele, was darf auf keinen Fall verpaßt werden? Oder läuft eigentlich ein weitgehend selbständiges Entwicklungsprogramm ab, so daß sich all meine Bemühungen eigentlich kaum rentieren?

Soziale Isolation – der Weg zur kindlichen Deprivation

Die Untersuchungen von Rene Spitz, John Bowlby und vielen anderen zeigten zweifelsohne, wie wichtig emotionale Zuwendung und Konstanz einer Bezugsperson in der frühen Kindesentwicklung sind. Ständig wechselnde Betreuungspersonen, zwar auf Hygiene bedacht, doch nicht auf individuelle Interaktion eingestellt, dies sind, wie die beobachtete Waisenhausituation belegte, keine hinreichenden Bedingungen für eine normale kindliche Entwicklung. Die berühmt gewordenen Versuche an Rhesusaffen des Ehepaares Harlow in den 50er Jahren dokumentieren zusätzlich auf beängstigende Weise die Folgen von sozialer Isolation, und aktuelle Bilder aus den Waisenhäusern Chinas und Rumäniens bestätigen erneut erschreckend die Auswirkungen depravierender Entwicklungsbedingungen, die man bereits der Vergangenheit angehörig glaubte.

Soziale Deprivation, das ist ein Sammelbegriff für alle Fehlentwicklungen und Störungen im Verhalten als Folge früherer sozialer Isolation, was sich in Teilnahmslosigkeit, Bewegungsunruhe, zwanghaften Be-

wegungsabläufen oder Unfähigkeit zur sozialen Kontaktaufnahme äußert. Ohne adäquate Zuwendung wachsen verhaltensgestörte, kaum zu sozialer Interaktion fähige, gefühlsarme und aggressive Kinder heran, die selbst bei guten hygienischen Bedingungen und ausreichender Versorgungslage körperliche Mängel aufweisen können oder gar schon im Säuglingsalter sterben. Ein Kind, dem keine konstante, zugewandte Betreuungsperson zur Verfügung steht, ist in seiner Entwicklung hochgradig gefährdet, körperlich wie auch psychisch oder das Sozialverhalten betreffend. Das ist die Extremseite. Die meisten Kinder sind solchen Extrembedingungen zum Glück nicht ausgesetzt. Doch ab wann ist von einer vernachlässigenden Umwelt zu sprechen?

Die Erkenntnisse, daß manche Kinder, selbst wenn sie schlimmen Bedingungen ausgesetzt sind, zu kompetenten Erwachsenen heranwachsen, kann hier etwas Klarheit verschaffen, wie die aufwendige und wohl einmalige Längsschnittstudie auf der Hawaii-Insel Kauai.

Die „unverletzlichen“ Kinder von Kauai – Hoffnung und Ernüchterung

Über Jahre hinweg wurden annähernd 700 Kinder auf dieser Insel vom Säuglingsalter bis zum Alter von etwa 30 Jahren beobachtet (Werner 1989). Eine Reihe der untersuchten Kinder wuchsen in einer ausgesprochen entwicklungsgefährdenden Umgebung auf. Ihre beiden ersten Lebensjahre waren durch mehrere Risikofaktoren gekennzeichnet, wie ausgeprägte

Streßsituationen bereits während der Neugeborenenzeit, geringe Schulbildung der Eltern, Kennzeichnung der Familiensituation durch dauerhafte Armut, familiäre Auseinandersetzungen, Scheidung, Alkohol oder gar auftretende Geisteskrankheit. Und dennoch wuchsen ein Drittel dieser Kinder zu auch in der Partnerschaft zufriedenen, fähigen, rücksichtsvollen Erwachsenen

heran, die im Verlauf ihrer Kindheits- und Jugendentwicklung keine ernsthaften Lern- oder Verhaltensstörungen aufwiesen, beliebt bei Altersgenossen waren, ein ausgeprägtes Selbstwertgefühl hatten und ein vernünftiges Wertsystem.

Die Untersuchungen brachten charakteristische Persönlichkeitsmerkmale der Kinder zu Tage, diese Kinder waren pflegeleicht, aufgeweckt und nett, zeigten Verhaltensweisen, auf die Familienmitglieder und Fremde positiv reagierten, auch als Erwachsene zeigten sie ansprechende charakterliche Merkmale. Sie wiesen ein relativ hohes Aktivitätsniveau auf und ein geringes Maß an Reiz und Erregbarkeit, kaum Neigung zum Trübsalblasen und pflegten rege Geselligkeit.

Schon als Säugling galten sie als quicklebendig, zärtlich, niedlich, unbeschwert und ausgeglichen. Sie hatten einen guten Schlaf, Freude am Essen, machten im allgemeinen keine Mühe. Sie waren mit zwei Jahren aufgeweckt, offen und neugierig, fielen durch ihr lebhaftes Spiel auf und konnten nötigenfalls um Hilfe bitten.

Sie besaßen eine guten Konzentrationsfähigkeit in der Grundschule und gute Problemlösefähigkeit, lernten leicht Lesen, sie waren zwar nicht außergewöhnlich begabt, nutzten aber effektiv ihre Talente. In der Regel teilten sie Hobbys mit jemandem aus dem Freundeskreis.

Es gibt also bestimmte individuelle Faktoren, die diese mangelhafte, stimulationsarme Umwelt sozusagen abpufferte. Es zeigte sich, daß diese „widerstandsfähigen“ Persönlichkeiten dennoch nicht ohne unterstützende äußere Faktoren auskamen.

Es genügt also nicht das angebotene Entwicklungsprogramm anzustoßen, die körperlichen Grundbedürfnisse zu befriedigen, damit die kindliche Entwicklung selbstständig und unbeeinträchtigt auch bei ungenügenden Umweltbedingungen abläuft. Es kristallisierte sich heraus, daß bei diesen Kindern ein zusätzlicher protektiver „Faktor“ stets eine Rolle spielte, sie genossen die Unterstützung einer Bezugsperson. Es war zumindest eine Person zugegen (das mußte nicht ein Elternteil sein, sondern waren auch Großeltern, Geschwister oder andere regelmäßige Betreuer), zu der eine enge Beziehung aufgebaut werden konnte, die ihnen in den ersten Lebensjahren konstant Zuwendung gab. Oder sie holten sich – etwas älter – emotionale Unterstützung außerhalb des engeren Familien- oder Betreuerkreises. Die Schule war oft zweites Zuhause und Ort der Zuflucht bei Familienzerrüttung (meist Lieblingslehrer als Rollenmodell, Freund und Vertrauter in kritischen Zeiten). Oder sie suchten sich in Interessengruppen (Pfadfinder, kirchliche Jugendkreise, Sportgruppen usw.) die nötige Anerkennung und Geborgenheit – sie hatten ein soziales Fangnetz.

Auffallend auch, daß sie nicht mehr als vier andere Geschwister hatten und das Nächstjüngere mehr als zwei Jahre später geboren war. Bei Mädchen half die Beaufsichtigung jüngerer Geschwister bei der Entwicklung von Selbstständigkeit und Verantwortungsbewußtsein. Wichtig bei Jungen: Erstgeboren zu sein und somit die Zuwendung nicht teilen zu müssen. Es galten zudem feste Beziehungen und Regeln im Haushalt mit alltäglichen Aufgabenberei-

chen. Außerdem existierte für die Jungen ein vorhandenes männliches Rollenmodell, auch wenn der Vater nicht verfügbar war.

Bringt ein Kind also bestimmte Eigenschaften mit auf die Welt und bietet die Umwelt ganz bestimmte schützende Faktoren, so kann auch eine hochgradig gefährdende Umwelt der gesunden Entwicklung des Kindes nichts anhaben. Doch die Studie belegt auch gleichzeitig, daß einem Großteil der Kinder nicht diese glücklichen Faktoren zur Verfügung standen und kritische Lebensläufe auswiesen. Nicht jedes Kind besitzt die nötigen persönlichen Eigenschaften, um mit einer mangelhaften Umwelt zurechtzukommen, und nicht jedem stehen die nötigen „Mindestbegleitumstände“ zur Verfügung. Hochgradig gefährdete Kinder unterscheiden sich erheblich in ihrer Reaktion auf

negative – wie sicher auch auf positive – Umstände. Einige Kinder brauchen mehr Hilfe als andere, für das eine mag eine schwierige Lebenssituation noch akzeptabel sein, für ein anderes ist sie unerträglich.

Die Kauai-Studie weist daraufhin: die Unterstützung sollte bereits im frühesten Kindesalter einsetzen, um möglichst effektiv zu sein – dies gilt keineswegs nur für eine extrem gefährdende Lebenssituation. Und ebenso zeichnet sich die wichtigste Interventionsmöglichkeit deutlich ab. Den gefährdeten Kindern, die dennoch zu fähigen Erwachsenen heranwachsen, stand ein konstanter, zugewandter Interaktionspartner zur Verfügung. Das Zauberwort heißt: frühkindliches Bindungsgeschehen zwischen Kind und dem die Elternstelle einnehmenden Erwachsenen.

Eine sichere Bindung – die beste Startchance

Kinder lernen in den ersten Lebensjahren ihre Betreuungspersonen mit all ihren persönlichen äußeren und natürlich auch Verhaltenseigenschaften kennen, das müssen keineswegs die leiblichen Eltern sein, sondern es sind die Menschen, die es täglich umsorgen.

Regelmäßige intensive Zwiegespräche zwischen Eltern und Kind sind die Voraussetzungen für ein positiv verlaufendes Bindungsgeschehen. Weiter bestimmen Verfügbarkeit und Zugänglichkeit der Eltern die Bindungsbeziehung. Damit ist nicht einfach nur die körperliche Anwesenheit gemeint. Eltern, die feinfühlig auf die Bedürfnisse der Kinder und ihre Signale eingehen, deren Reaktionen prompt, zuverlässig und

beständig auf die kindlichen Aktionen erfolgen, sind Eltern, wie viele Untersuchungen bestätigt haben, zu denen Kinder eine sichere Bindung aufbauen können (Grossmann et al. 1997). Diese vermittelt ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen. An die Bezugspersonen sicher gebundene Kinder sind ausgeglichener, weinen weniger, sind seltener ängstlich oder aggressiv, zeigen eine Ausgewogenheit zwischen selbständigem Spiel und Freude am Kontakt mit den Bezugspersonen. Die Eltern-Kind-Beziehung wird besonders wichtig, wenn es emotionalen Belastungen ausgesetzt ist, und die eigenen Handlungsspielräume für die Bewältigung der Situation nicht ausrei-

chen. Dann ist es auf Unterstützung angewiesen. Auf der einen Seite stern, auf der anderen Seite holen sie sich sozial kompetente Hilfe, sobald sie von einer Situation überfordert sind. Die Bindungsbeziehung charakterisiert auch die altersabhängige Balance des kleinen Kindes zwischen Nähe – d.h. Sicherheits- und Explorationsverhalten – also Untersuchen der Umwelt. Sind die Kinder sich des Angenommenseins durch die Eltern sicher, dann können sie immer größere Erkundungsspielräume austesten – immer wieder unterbrochen von Kontaktaufnahmen mit der elterlichen Sicherheitsbasis. Nebenbei bemerkt haben auch die Eltern – neben der wohlgelaunten Stimmung ihres Kindes – auf anderer Ebene schon früh etwas davon, wenn die Bindungsbeziehung glücklich verläuft. Bereits gegen Ende des ersten Lebensjahres reagieren diese Kinder eher auf Anweisungen und kommen ihnen öfters nach als unsicher gebundene Kinder (Grossmann et al. 1997).

Bindungssituation und Persönlichkeitsentwicklung

Das Bindungsgeschehen hat nicht nur Bedeutung für die gesamte Kindheitsentwicklung, sondern bestimmt auch die Empfindungswelt des Erwachsenen weitgehend mit. Zwar wird heute nicht mehr von den unwiderruflich alles entscheidenden ersten Lebensjahren gesprochen, doch der Einfluß der Erfahrungen der Kindheitsjahre auf die Persönlichkeitsentwicklung ist unbestritten. Über die lebenslange Bedeutung früherer Bindungserfahrungen liegen inzwischen vielfältige Ergebnisse aus der Bindungsfor-

können sicher gebundene Kinder belastende Situationen besser meistern. Sich an zumindest eine Person zu binden, ist eine biologische Vorgabe in der kindlichen Entwicklung. Ob sich eine stabile, sichere Bindung entwickelt oder die Bindung des Kindes an die Bezugsperson jedoch von Unsicherheit geprägt ist, hängt von der Gestaltung dieses Bindungsaufbaus ab, der weitgehend von der Feinfühligkeit der Eltern bestimmt wird. Ainsworth (et al. 1974) charakterisiert die elterliche Feinfühligkeit – auf das Säuglingsalter bezogen – durch hohe, auf das Baby gerichtete Aufmerksamkeit, richtige Interpretation der Bedürfnisse, prompte und angemessene, adäquate Reaktion auf diese Bedürfnisse.

Bereits im frühen Alter kann ein Säugling so eine Verbindung zwischen seinem Verhalten und den spannungsmildernden Verhaltensweisen der Mutter herstellen, also einen Effekt erzielen, anstatt Hilflosigkeit zu erfahren.

schung vor, die zeigen, wie nachhaltig sich diese ersten Erfahrungen auswirken können. Ein sicher gebundenes Kind baut ein „inneres Arbeitsmodell“ einer verantwortlichen und zugänglichen Mutter bzw. Bezugsperson auf. Ein unsicher gebundenes Kind hat dagegen ein Arbeitsmodell, das die Bezugspersonen in ihrem Verhalten als nicht berechenbar oder zurückweisend abbildet. Und mit diesen Erwartungen und Gefühlen geht das Kind oder später der Jugendliche bzw. Erwachsene auf Dinge und Men-

schen zu, die Bindung wirkt sich somit auf spätere Freundschaftsbeziehung Mutter oder Vater aus. Die Bindungsbeziehung zu ihren Kindern ist oftmals genauso unsicher, wie die eigene kindliche Situation, man spricht von generationsübergreifender Stabilität. Der Lebensweg unsicher gebundener Kinder ist schwieriger, oft von Mißtrauen zu zwischenmenschlichen Beziehungen bestimmt (Spangler, Zimmermann 1999). Es sei denn, sie stellen sich ihrer Kindheit und verarbeiten sie aktiv.

Eine schlechte und anregungsarme Kindheit kommt nicht unbedingt in Verhaltensauffälligkeiten zum Ausdruck

Die Folgen einer schlechten Kindheit sind nicht unbedingt nur in ausgeprägten Verhaltensauffälligkeiten

Ein Beispiel: Die emotionale Entwicklung

Entsprechend der Ausformung der Gehirnareale für die verschiedenen Sinneswahrnehmungen und deren Verarbeitung bilden sich ebenso – sehr wahrscheinlich bereits im Mutterleib – die Neuronenschaltkreise für unser Gefühlsleben aus. Genau so wie die Sehrinde oder die für das Hören zuständigen Areale unterliegen Bereiche, die unsere Emotionen steuern, einem erfahrungsabhängigen Reifungsprozeß. Zärtlichkeiten, Schmusen, Trösten, liebevoller Umgang – all das läßt die für die Emotionen zuständigen Gehirnareale weiter ausreifen, intensiviert die neuronalen Verbindungen, was mit jedem Lernen einhergeht. Aber auch Ablehnung und Schläge hinterlassen ihre Spuren, bestimmen die Ausformungen der zuständigen

ziehungen und Partnerschaften, aber auch auf das Verhalten als Reaktionen zu suchen. Sie können sich in weniger prägnanten, nichtsdestotrotz die Lebensqualität beeinträchtigenden Entwicklungen widerspiegeln. Bindungsunsichere Menschen sind weniger zufrieden mit sich selbst, unkonzentrierter, aggressiver, haben eine verminderte sprachliche Kompetenz, kaum Freunde, wechselhafte Partnerbeziehungen, sind kaum in der Lage, in Lebenskrisen adäquat zu reagieren, ihre Lebenszufriedenheit ist gering usw. Im Einzelnen vielleicht nicht dramatisch, insgesamt dennoch beeinträchtigend. Die Untersuchungen von Amendt und Schwarz (1992) bzw. Matejcek (1991) zu den Lebensverläufen nicht erwünschter Kinder sprechen eine beredete Sprache.

Gehirnareale – und die für die verschiedenen Wahrnehmungen zuständigen Gehirnareale arbeiten nicht isoliert nebeneinander her, es werden Verbindungen hergestellt und intensiviert – oder verkümmern mangels Anregung. Für das Gefühlsleben vornehmlich zuständig ist das limbische System. Dieser Teil des Gehirns ermöglicht Empfindungen wie Angst, Freude, Wut und Glück. Ein anderes Areal, der präfrontale Cortex hinter der Stirn verbindet Emotionen mit vernünftigem Handeln – dieser Bereich ist übrigens zwischen dem 6. und 20. Lebensmonat besonders aktiv, also in der Zeitspanne, in die der primäre Bindungsprozeß fällt. Auch wenn Art und Weise noch nicht geklärt sind, weiß man, daß Erwachsene mit ei-

ner belasteten Kindheit bereits bei relativ geringer Anspannung vergleichsweise viel Stresshormone bilden. Bestimmte Substanzen werden z.B. nach erfahrenen Prügelstrafen ausgeschüttet und im obere Rückenmarksbereich angereichert. Das gilt sowohl kurzfristig, nachdem Eltern zugeschlagen haben, als auch langfristig. Im letzten Fall reichern sich die Substanzen derart an, daß sie im Bedarfsfall sogar kriminologisch genutzt und den Eltern Mißhandlungen nachgewiesen werden können. Auch wenn die genauen Effekte dieser regelmäßig ausgeschütteten Substanz nicht geklärt sind, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie auch Auswirkungen auf die emotionale Entwicklung des Kindes haben.

Nicht nur, daß körperliche Strafen abzulehnen sind, da auf diese Weise aggressive Verhaltensweisen als Lösungsmuster bei Auseinandersetzungen vorgelebt werden, der Mythos von der Ohrfeige, die noch keinem Kind geschadet hat, erweist sich auch auf hormoneller Ebene

Die Sprachentwicklung, mit abhängig von vorsprachlichen Erfahrungen

Bevor ein Kind überhaupt ein Wort spricht, hat es bereits ein immenses sprachliches Lernprogramm absolviert, das bereits im ersten Lebensmonat beginnt, manche Forscher schließen sogar die vorgeburtliche Zeit mit ein. Ohne sich darüber im Klaren zu sein, vollziehen Eltern ein richtiges Übungsprogramm mit ihrem Baby. Mit jedem an es gerichteten Wort nimmt es die Wort- und Buchstabenauswahl, Satzbau und Satzmelodie der elterlichen Sprache wahr und auf. Ist die Auswahl der nachgeahmten Laute im spielerischen

als Irrglaube. Zudem weiß man, daß der Übergang von der Ohrfeige zum Verprügeln fließend ist. Eltern, die Klappe und Ohrfeigen befürworten, wenden auch härtere Gewaltformen an, sobald ein Kind sich besonders schlimm – nach eigener Definition – verhält. 60 – 70% der Eltern, die schlagen, wurden ebenfalls mit Prügel erzogen. Den Teufelskreis zu durchbrechen ist keineswegs einfach und gelingt Frauen häufiger, da sie sich eher an die emotionalen Zustände während ihrer Kindheit erinnern und reflektieren können. Das Ausmaß an Gewaltanwendung steigt häufig mit zunehmender Unsicherheit in der Erzieherrolle, erlebter Überforderung und Einschränkung – und zeigt dementsprechend einen Peak im sogenannten Trotzalter der Kinder (Reisel, 1993). Ein wichtiger Ansatz- und Interventionszeitpunkt!

Doch auch auf weniger dramatische Weise unterscheidet sich eine gute, fördernde Kindheit von einer Vernachlässigenden.

schon Geplappere eines Säuglings in den ersten Lebensmonaten noch uneingeschränkt, haben Kinder mit 12 Monaten die Fähigkeit verloren, Laute zu unterscheiden, die in ihrer Sprache keine Rolle spielen. Das Unvermögen im japanischen Sprachkreis l und r zu unterscheiden, liegt in dem mangelnden Lautangebot des ersten Jahres begründet. Das Angebot unterscheidet also auch hier, was ein Baby lernt und wieviel. In ausgedehnten intensiven Interaktionszeiten sprechen Mütter viel mit ihren Kindern –

und Säuglinge „nutzen“ dieses sprachliche Angebot, was später im Umfang des Wortschatzes zum Ausdruck kommt. 15 Monate alte Kinder mit größerem Wortschatz hatten Mütter, die angepaßt an das Alter des Kindes und an dessen Wahrnehmungsfähigkeit artikulierten, z.B. eine etwas höhere Stimmlage, eine ausgeprägte Intonation oder ein langsames Sprechtempo wählten mit einem charakteristischen Wiederholungsmuster und typischen mimischen Ablauf. Wird das dem Säugling während der Zeit geboten, in der er wach und aufmerksam ist, die Mutter sein spontanes Interesse an Objekten für die sprachliche Interaktion nutzt, kann er dieses Angebot optimal für seine spätere sprachliche Entfaltung nutzen (Papousek 1998). Bereits vor der Zeit, in der Kinder Worte zu formulieren beginnen, kann mangelnde Anregung während kurzer und seltener Interaktionsphasen und die geringe Bereitschaft, auf den Säugling einzugehen oder seinen Aufmerksamkeitszustand zu berücksichtigen, seine sprachliche Entwicklung behindern.

Es gibt also viele Bereiche, in denen eine gute oder schlechte Kindheit zum Ausdruck kommen kann. Die Folgen einer reiz- und anregungsarmen Umgebung, ein unzureichendes Eingehen auf kindliche Bedürfnisse und mangelnde Berücksichtigung seiner Aktivitätszustände – z.B. inadäquate Angebote und ungeeignete Wahl des Interaktionszeitpunktes sind zwar im Einzelnen vielleicht nicht bedeutungsvoll, haben in der Summe aber mitunter gravierende Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung.

Auf das Kind einzugehen, adäquat und altersgerecht auf die Signale eines Babys zu reagieren, brauchen Eltern eigentlich nicht zu lernen. Sie können normalerweise unbewußt die momentanen kindlichen Bedürfnisse erfassen, reagieren spontan und angepaßt auf das Verhalten oder die Signale ihrer Kinder, ergänzen und unterstützen seine Fähigkeiten. Intuitives Elternprogramm ist der wissenschaftliche Begriff für diese unbewußte Fertigkeit. Der Grad der Bereitschaft, auf sein Kind einzugehen, seinen Bedürfnissen entgegenzukommen, hängt sicherlich von der emotionalen Einstellung der Eltern zu ihrem Baby ab. Ungewollte Kinder tragen vom ersten Tag an einen Ballast. Doch auch der Beziehungsaufbau zu ersehnten Kindern profitiert von geeigneten Rahmenbedingungen.

Unbestritten ist inzwischen: Die Zeit direkt nach der Geburt ist eine besonders sensible Phase für die erste Kontaktaufnahme zwischen Mutter und Kind. Ist in dieser Zeit intensiver Körperkontakt und Interaktion möglich, wird der Aufbau einer positiven emotionalen Beziehung der Mutter zu ihrem Baby erleichtert (Haug-Schnabel 1987). Zum Glück ist der sofortige ausgiebige Kontakt nach der Geburt keineswegs eine unerläßliche Vorbedingung für eine gute Eltern-Kind-Beziehung, spätere Gelegenheiten zu ausgedehnten Interaktionen können diese verpaßte Startsituation wieder aufwiegen. Dennoch bedeutet die Möglichkeit, daß Mütter nach der Geburt sofort körperlichen Kontakt mit ihrem Kind aufnehmen und es auch anschließend weitgehend bei sich haben können, also Rooming-in möglich ist, eine erste gute Chance für den

Bindungsaufbau zwischen Mutter und Kind (Bensel, Haug-Schnabel 1997). Sind Mütter verunsichert, sei es aufgrund ihrer eigenen Lebenssituation, sei es, daß das Kind zu früh geboren wurde und Ängstlichkeit im Umgang mit diesem so zerbrechlichen Wesen herrscht, kann eine aufmerksame, kompetente Person, in den ersten Tagen nach der Geburt der Mutter regelmäßig zur Seite steht, diese Schwierigkeiten überwinden helfen. Manche Krankenhäuser praktizieren inzwischen dieses „Doula-System“ mit besten Erfolgen (Klaus 1995).

Auch wenn vor- und nachgeburtliche Belastungen nicht zu vermeiden sind, bedeutet dies keineswegs automatisch, in eine belastete Zukunft hinein zu wachsen. Denn ihre Auswirkungen verringern sich – bei nachfolgender günstiger Umweltsituation – über die Jahre hinweg. Ihre Langzeitwirkung hängt von dem Umfeld und den weiteren Umständen der Kinder- und Jugendzeit ab (Werner 1998), vor allem das Bindungsgeschehen. Über Umwege

kann die Feinfühligkeit der Eltern gegenüber ihren Babys gefördert werden. Z.B. reagieren Mütter, die durch die Verwendung von Tragehilfen mehr als sonst üblich ihre Säuglinge am Körper getragen hatten, feinfühlicher auf ihre Kinder als andere Mütter. Selbst in Fällen, bei denen aufgrund der sozialen Einbettung der Familien eher ein kritischer Verlauf der Eltern-Kind-Beziehung zu erwarten war, zeigte sich eine unerwartet positive Entwicklung. Im Vergleich zu anderen Müttern gingen die „Trage-Mütter“ einfühlsamer auf ihre Kinder ein und reagierten verständnisvoller auf ihre Bedürfnisse – auch wenn die Tragehilfen durchschnittlich nur dreimal in der Woche zum Einsatz kamen. Die positivere Einstellung der „Trage-Mütter“ zeigte sich schließlich auch im Bindungsverhalten der Einjährigen in den abschließenden Untersuchungen, sie waren häufiger sicher an ihre Mütter gebunden (Anisfeld et al. 1990).

Literatur:

- Ainsworth M.D.S., Bell S.M., Stayton D.K. (1974) Infant-mother attachment and social development: „Socialization“ as a product of reciprocal responsiveness to signals. In: Richards P.M. (Hrsg.) The integration of a child into a social world. Cambridge University Press, London, 99-135
- Amendt G., Schwarz M. (1990) Das Leben unerwünschter Kinder. Universität Bremen, Bremen.
- Anisfeld E., Casper V., Nozyce M., Cunningham N. (1990) Does infant carrying promote attachment? An Experimental study of the effects of increased physical contact on the development of attachment. Child development 61, 1617 – 1627.
- Bensel J., Haug-Schnabel G. (1997) Wendepunkt Geburt – Unvereinbarkeit von Frau- und Muttersein als Gesundheitsrisiko in westlichen Industrieländern. In: Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin (Hrsg.) Frauen und Gesundheit

- Ethnomedizinische Perspektiven. Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin, 293 – 302
- Gardner H. (1999) Erziehung: Sind die Eltern überflüssig? Psychologie heute 26 (5), 40-49
- Grossmann K.E., Becker-Stoll F., Grossmann K., Kindler H., Schieche M., Spangler G., Wensauer M., Zimmermann P. (1997) Die Bindungstheorie: Modell, entwicklungspsychologische Forschung und Ergebnisse. In: Keller H. (Hrsg.) Handbuch der Kleinkindforschung. 2. Auflage, Springer, Berlin, Heidelberg, NY, London. 51-95.
- Harris J.R. (1998) The Nurture Assumption: Why Children Turn Out the Way They do. Free Press (erscheint bei Rowohlt in deutsch).
- Haug-Schnabel G. (1987) Neues zur Mutter-Kind-Beziehung. Der Kinderarzt 18 (1), 46-50.
- Klaus M.H. (1995) Touching during and after childbirth. In: Field T.M. (Hrsg.) Touch in Early development. Lawrence Erlbaum Hillsdale/NY, 19 – 33.
- Matejcek Z. (1991) Die langfristige Entwicklung unerwünscht geborener Kinder. In: Teichmann H., Meyer-Probst B., Roehrer D. (Hrsg.) Risikobewältigung in der lebenslangen psychischen Entwicklung. Verlag Gesundheit, Berlin, 117 – 128.
- Papousek M. (1998) Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Huber, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.
- Reisel B. (1993) Erziehung und Gewalt. Psychologie heute (3), 9-10
- Spangler G., Zimmermann P. (1999) Bindung und Anpassung im Lebenslauf: Erklärungsansätze und empirische Grundlagen für Entwicklungsprognosen. In: Oerter R., von Hagen C., Röper G., Noam G. (Hrsg.) Klinische Entwicklungspsychologie. Psychologie Verlags Union, Weinheim, 170 – 194.
- Werner E.E. (1989) Sozialisation: die Kinder von Kauai. Spektrum der Wissenschaft (6), 118 – 123.